

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE

JAHRGANG

1967

HEFT 6

(SCHLUSSHEFT)

MÜNCHEN 1968

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen
Printed in Germany

Inhaltsübersicht

Summare der Vorträge des Jahres 1967

Baumann, Hermann:	Soziale Hintergründe der afrikanischen Plastik	14
Clemen, Wolfgang:	Das Problem des Stilwandels in der englischen Dichtungsgeschichte	12
Einem, Herbert von:	Hans von Marées	5
Fritz, Kurt von:	Platons Verwicklung in sizilische Politik . . .	13
Hoffmann, Helmut:	Žaň-žuň: Die heilige Sprache der tibetischen Bon-po	15
Kuhn, Hugo:	Aspekte des 13. Jahrhunderts in der deutschen Literatur	7
Möbius, Hans:	Dreißig Jahre deutscher Mitarbeit am Corpus Vasorum Antiquorum	8
Müller, Theodor:	Ein Elfenbeincrucifixus aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts	6
Pascher, Joseph:	Die Methode der Psalmenauswahl im römischen Stundengebet	6
Schmaus, Alois:	Neomythologismus und moderne Epenforschung	11

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis des Bandes 1967 der „Sitzungsberichte“ sind diesem Heft lose beigelegt.

Sitzungen 1967

Sitzung vom 9. Januar 1967

Herr Herbert von EINEM aus Bonn, korrespondierendes Mitglied, hielt im Rahmen der Vortragsreihe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag mit dem Titel „Hans von Marées“.

Seit dem Verfall des Barock, der mit der Kunst zugleich das ganze Leben umfaßt hatte, war Eigengesetzlichkeit der Kunst das Stichwort der Zeit gewesen. Entweder bejahte man sie (wie der Klassizismus), indem man die notwendige Erneuerung aus der Kunst selbst suchte, oder man verneinte sie (wie Romantik, Nachromantik und Geschichtsmalerei), indem man den vergeblichen Versuch machte, auf die Quellen, die früher die Kunst gespeist hatten (Religion, Sage, Geschichte) zurückzugreifen. Auch wo die Eigengesetzlichkeit bejaht wurde, machte man sich aber aus der Klammer der Überlieferung nicht frei. Das gilt für die deutsche Kunst noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Allein für Marées wurde die Eigengesetzlichkeit zur unabdingbaren Voraussetzung und zum Ziel seines Schaffens.

Marées Ideal waren „sinnliche Abstraktionen“ (Konrad Fiedler) d. h. nicht abstrakte Schemen, sondern durchaus Gestalten, aber ohne das Zufällige individueller Erscheinungen. Jede einzelne Gestalt soll dem Verstehenden den Blick in eine ganze Welt von Vorstellungen eröffnen.

Mit der Idealität seiner Gestalten und ihrer rhythmischen Verbindung hängt die Idealität seiner Raumdarstellung zusammen. Der reife Marées entwirft den Raum gleichsam von den Figuren aus. Wie die Gestalten Leben atmen, so auch der umgebende Raum. Das reizvolle Formenspiel einfacher Elemente verwandte Marées so, daß in jedem Bild ein Gesamteindruck von Hintergrund entsteht, als ob man es mit der ganzen Welt zu tun hätte.

Aus Marées Werk (von dem frühen Bild der Diana bis zu den späten Triptychen) wird überall deutlich, daß die sichtbare Welt sein höchstes Interesse hatte, und daß sie es war, die sein Schöpfer-tum hervorrief und befügelte. Was er in seiner Kunst wollte, war (nach Fiedlers Wort) „sichtbares Sein zu immer bestimmtem und reicherem Ausdruck zu entwickeln“.

(Erschienen in den Sitzungsberichten als Heft 4/1967)

Sitzung vom 13. Januar 1967

Herr Joseph PASCHER spricht über „Die Methode der Psalmenauswahl im römischen Stundengebet“. Eindrucksvolle Gebetsworte in die private Frömmigkeit zu übernehmen, ist alter Brauch. In den christlichen Kirchen wird dabei besonders der Psalter benutzt, und deshalb da und dort den Ausgaben des Neuen Testaments beigegeben. Dabei wird das Psalmwort in der Regel im Wortsinn verwendet. Das gibt es nun zwar auch im römischen Stundengebet. Doch überwiegt neben einem Psalmensingen ohne Rücksicht auf den besonderen Anlaß eine dem Tag und der Stunde entsprechende Akkommodation. An Beispielen vor allem aus dem Weihnachtsoffizium wird gezeigt, daß der römische Liturgiker die Idee von Tag und Stunde durch eine geeignete Deutung von Psalmen oder Psalmversen herausarbeitet. Er folgt dabei der Methode der Kirchenväter. Seine Absicht ist jedoch weniger Theologie oder Schrifterklärung als vielmehr Festgestaltung. Das Ergebnis sind Gebetsstunden von teilweise hohem Kunstwert, wenn diese Kunstgestalten auch für den heutigen Menschen vielfach fremdartig sind.

(Erschienen in den Sitzungsberichten als Heft 3/1967)

Sitzung vom 3. Februar 1967

Herr Theodor MÜLLER erläutert die überregionale Bedeutung eines 1965 vom Bayer. Nationalmuseum in München erworbenen kaum handspannengroßen, vollrund ausgearbeiteten

Elfenbeincrucifixus aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts.

Über die ursprüngliche Beheimatung dieser Skulptur bestehen keine Überlieferungen. Dies hervorragende Kunstwerk – stilistisch etwa den Werken eines Pisanello vergleichbar – dürfte durch einen aus dem Norden kommenden Wanderkünstler an einem jener höfischen Zentren in Oberitalien entstanden sein, deren Produktion damals vielfältige Kommunikationen mit den Niederlanden und mit Frankreich erkennen läßt. Es wurde dargelegt, wie radikal sich in dieser Kunst die Auseinandersetzung traditioneller und erneuernder Kräfte vollzogen hat. Ein paralleles Problem ist die Diagnose deutscher Holzcrucifixe des 15. Jahrhunderts in Italien durch M. Lisner (Mitteilungen des Kunsthistorischen Institutes in Florenz, N. F. 9. Band, 1959/60, S. 158 ff.).

(Soll in den Sitzungsberichten unter dem Titel „Ein Elfenbeincrucifixus aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts“ erscheinen)

Sitzung vom 5. Mai 1967

Herr Hugo KUHN spricht über „Aspekte des 13. Jahrhunderts in der deutschen Literatur“.

Wer versucht, die Veränderung der Literatursituation, der Literatur-Begriffe und -Qualitäten deutscher Texte an der Wurzel zu fassen, die im 13. Jahrhundert sowohl die fortbestehenden Gattungen der mittelhochdeutschen „Blütezeit“ ergreift wie die erste Welle neuer, spätmittelalterlicher Texttypen hervortreibt, sieht sich, will er nicht in traditionellen Klischees wie „Epigonentum“, „spätmittelalterlicher Verfall“, „Bürgertum“ u. a. bleiben, zu einer Umbesinnung über die literarhistorisch-mediävistischen Methoden genötigt. Sie kann im Rahmen des Vortrags nur kurz und programmatisch angedeutet werden: die „Phänomenologie“ der Fakten muß Überlieferung, Sprache und alle Textaussagen über Verfasser, Zeit und Ort, über Form und Inhalt auf die Konstitution des einzelnen Textes im weitesten Sinn beziehen; die „Typologie“ muß Stoffe, Quellen, Formen, Gattungen in den weitesten Umkreis mediävistischer Bezeugung einordnen;

„Literaturgeschichte, Literaturkritik und literarische Wertung“ schließlich haben Kriterien der Sprachqualität im Hinblick auf die Sprach-Situation und ihren Wandel zu versuchen.

Paradigmatisch werden dann Methoden und Ergebnisse entwickelt an den extremen Beispielen des Sachsenspiegels und des Minnesangs im 13. Jahrhundert. Der Versuch einer Zusammenfassung gemeinsamer Tendenzen der Literaturtypen des 13. Jahrhunderts in deutscher Sprache steht am Schluß.

(Erschienen in den Sitzungsberichten als Heft 5/1967)

Sitzung vom 2. Juni 1967

1. Herr Hans MÖBIUS berichtet in einem Kurzvortrag über: „Dreißig Jahre deutscher Mitarbeit am Corpus Vasorum Antiquorum“.

Ein archäologisches Corpus dient wie ähnliche Unternehmen der Aufgabe, eine Gruppe homogener Denkmäler zu sammeln und der Forschung bereitzustellen, es unterscheidet sich aber etwa von einem Inschriften- oder Regesten-Corpus dadurch, daß die Bildtafeln wichtiger sind als der Text. Solche Serienpublikationen wurden zuerst von Eduard Gerhard, dem Initiator des Istituto di Corrispondenza Archeologica von 1829, in das Leben gerufen (Etruskische Spiegel und Aschenkisten). Die großen Vasenwerke beschränkten sich seit ihrem Beginn um 1790 auf Bilder griechischer Vasen des 7.-4. Jh. v. Chr., die als Quellen für antike Religion, Mythologie und „Altertümer“ ausgewertet wurden. Erst nach der Entdeckung der geometrischen Vasen des 10.-8. Jh. v. Chr. um 1860, dann der mykenischen Kultur durch Heinrich Schliemann, der minoischen durch Sir Arthur Evans und dem Vordringen in das 3. Jahrtausend v. Chr. erkannte man, daß die antiken Gefäße Gesamtkunstwerke seien, bei denen die Form nicht von der Dekoration zu trennen ist. Gleichzeitig setzte die Erforschung der durch Signaturen oder auch nur durch den Stil kenntlichen Töpfer und Maler ein.

So war die Situation, als Edmond Pottier (1855-1934), Direktor der Antikenabteilung des Louvre, im Dezember 1919 der

Académie des Inscriptions et Belles-Lettres eine Denkschrift vorlegte, in welcher die Schaffung eines Corpus Vasorum Antiquorum (übliche Abkürzung: CVA) vorgeschlagen wurde. Jedes Museum sollte alle Vasen seines Besitzes veröffentlichen und in jedem Jahr 3 Faszikel zu je 33 Tafeln mit etwa 300 Objekten herausbringen, also jährlich etwa 100 Tafeln mit 1000 Vasen. Der Orient (z. B. die reiche Susa-Keramik des Louvre), auch unbemalte griechische Vasen sollten einbezogen werden. Alle Abbildungen sollten in Lichtdruck auf zweiseitig bedruckten Tafeln in Großquart erscheinen, der Text nur die nötigsten Angaben in Französisch oder Englisch enthalten. Ein einheitliches System mit allen Arten von Buchstaben und Zahlen sollte die Ordnung der Tafeln ermöglichen, das Ganze ein Inventar und Arbeitsinstrument darstellen, wobei die kleinen Abbildungen nur eben die Identifizierung der Vasen erlaubten. Diesen Vorschlag machte sich die Pariser Akademie zu eigen und gab ihn an die Union Académique Internationale in Brüssel weiter, welche das Unternehmen tragen sollte.

Nachdem in den folgenden Jahren Kommissionen des Brüsseler Comité getagt und einige Punkte geklärt hatten, erschien 1922 Pottiers erster Faszikel Louvre 1. Unter seinen Kritikern war am wichtigsten der überragende Vasenforscher Sir John D. Beazley, der das Corpus wie ein getreuer Eckart seit seiner Entstehung berät und selbst die glänzenden Oxforder Bände beige-steuert hat. Er bemängelte, daß bei den zu kleinen Abbildungen die Konturen abgedeckt und die Vasen nicht vorher von Übermalungen befreit seien, während der englische Prähistoriker Gordon Childe für die Mitarbeit der Deutschen eintrat.

Aber erst 1936 erging vom Auswärtigen Amt eine Aufforderung, die es den deutschen Akademien ermöglichte, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Von Gerhart Rodenwaldt, dem Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts, wurde als der bedeutendste deutsche Vasenforscher Ernst Buschor in München beauftragt, Vorbereitung und Leitung des deutschen Corpus zu übernehmen. Auf diese Weise hat die Bayerische Akademie durch ihre Kommission die Federführung für die Bundesrepublik erhalten. Buschors Assistent Adolf Greifenhagen führte vom 1. April 1937 ab die Redaktionsgeschäfte und brachte den

ersten deutschen Faszikel Bonn 1 heraus, der bereits 1938 erschien. Er konnte von Verbesserungen profitieren, durch die inzwischen andere Länder (Dänemark, USA, England, Polen) die Vorstellungen Pottiers stark modifiziert hatten: Große, auch für das Einzelstudium geeignete Abbildungen auf einseitig bedruckten Tafeln, broschiierte, nicht allzu knappe Texte auch in Italienisch und Deutsch, Mappen mit Klappen statt der Bänder. Das allzu komplizierte System der Einreihung wurde über Bord geworfen, dafür eine logische Folge in den Gruppen durchgeführt. Dieser Band fand bei der Kritik einhellige Zustimmung, wurde von Beazley sogar als musterhaft bezeichnet.

Seither sind die Faszikel des deutschen Corpus in rascher Folge herausgekommen, wurden auch durch den Krieg nicht unterbrochen und setzten nur zwischen 1944 und 1951 aus. Bedenkt man, daß die 144 Faszikel, die vom CVA jetzt im ganzen erschienen sind, sich auf 20 Länder verteilen, so dürfen wir sagen, daß Deutschland mit seinen 27 vorliegenden Bänden den zeitlichen Abstand seiner Beteiligung aufgeholt hat. Zur Finanzierung tragen alle westdeutschen Akademien bei, doch hat München von jeher die weitaus schwerste Last zu tragen. Auch das Conseil international de la Philosophie et des Sciences humaines des Comité académique half zuweilen durch finanzielle Unterstützung. Dabei erhalten die Mitarbeiter kein Honorar, sondern die Kosten entstehen durch das vorhergehende Reinigen und Restaurieren sowie durch das Photographieren der Vasen, vor allem aber durch die Drucklegung, die bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung von Anfang an in den besten Händen liegt.

Die Frage, wann das Corpus abgeschlossen sein wird, läßt sich nicht genau beantworten. Einerseits ist es angesichts der immer schwieriger werdenden Finanzierung unsicher, ob das bisherige Tempo des Erscheinens der Faszikel auch in Zukunft eingehalten werden kann. Andererseits bleiben die Bestände der Museen und Privatsammlungen nicht konstant, sondern vermehren sich. So ist München im letzten Jahrzehnt durch eine ganze Reihe künstlerisch hervorragender griechischer Tongefäße bereichert worden, und die Neuerwerbungen der altberühmten Würzburger Vasensammlung seit ihrer Katalogisierung durch

Ernst Langlotz (1932) werden bald einen Band des Corpus füllen können.

Zum Schluß wird eine Übersicht über die erschienenen oder demnächst erscheinenden Faszikel erwünscht sein: Bonn 1, Berlin 3, München 6, Braunschweig 1, Karlsruhe 2, Heidelberg 3, Schloß Fasanerie 2, Mannheim 1, Leipzig 1, Mainz 1, Altenburg 3, Gotha 1, Frankfurt 2, Stuttgart 1. Besonders hervorgehoben sei, daß also auch die Vasen mitteldeutscher Museen im Rahmen des Corpus veröffentlicht worden sind oder vor ihrer Publikation stehen (Leipzig 2, Gotha 2). Im Verein mit der in der DDR verantwortlichen Stelle halten wir daran fest, daß unser Anteil am CVA ein gesamtdeutsches Unternehmen bleiben möge.

(Erscheint nicht in den Sitzungsberichten)

2. Herr Alois SCHMAUS spricht über: „Neomythologismus und moderne Epenforschung“.

An Hand konkreter Beispiele aus der südslavischen Volksepik wird der Nachweis zu erbringen versucht, daß der an „historische“ Namen anknüpfenden und an geschichtliche Ereignisse anklingenden Epik eine archaischere, vielfach mythisch gefärbte Schicht voraufliegt und teilweise zugrundeliegt, eine sozusagen „subhistorische“ Schicht mit einem Heldentyp besonderer Art (theriomorphe Züge, ungewöhnliche Geburt, Zauberkräfte und -mittel) und eigener Thematik. Die Historisierung im Laufe der späteren Entwicklung überdeckt vielfach die archaische Komponente, indem sie den Helden vermenschlicht bzw. einen trotz epischer Hyperbolisierung rational gefaßten Heldentyp entstehen läßt und sein Handeln nach menschlich-gesellschaftlichen Normen motiviert.

Dieser Prozeß führt zunächst zu einem typologisch und genetisch jüngeren Übergangs- oder Mischtyp, der die Verschmelzung der archaischen und der historischen Komponente veranschaulicht (mythische Rolle oder Züge historischer Helden, mythische Relikte in historischen Liedern, totemistische Vorstellungen, archaische Strukturen, z. B. Onkel-Neffe-Verhältnis, mit neuer Namensbesetzung usw.).

Für das historische Verständnis der balkanischen Epik, besonders der Abfolge dieser Entwicklungsphasen von der archaisch-mythischen über eine Mischschicht zu der voll entfalteten

historisierenden Heldenepik ist der Umstand von wesentlicher Bedeutung, daß die einzelnen Stadien verschiedene geographische Schwerpunkte aufweisen und das Zurückdrängen bzw. die Umgestaltung des älteren Erbes in Verbindung mit der Aufnahme immer jüngerer historischer Stoffe zugleich gewisse chronologische Rückschlüsse erlaubt.

In der neueren Epenforschung ist seit geraumer Zeit eine Konvergenz von Deutungsversuchen in ähnlicher Richtung („Neomythologismus“) festzustellen, in der sowjetischen Folkloristik etwa bei Propp, Žirmunskij und Meletinskij; A. B. Lord, E. Teodorov und B. Meriggi haben sie auch auf südslavische Einzelthemen ausgedehnt.

Die sog. „mythologischen“ Lieder und die Lieder der „historischen Zyklen“ dürfen jedenfalls künftig nicht mehr als völlig getrennte Gattungen gesehen, sondern müssen – stofflich und zeitlich – in ihrer Wechselwirkung untersucht werden. Dabei verspricht gerade die Erforschung der Relikt- und Mischformen gewisse Einblicke in Entstehung und geschichtliches Wachstum der südslavischen (mazedonischen, bulgarischen, serbokroatischen) und balkanischen Epik überhaupt.

(Erscheint in den Sitzungsberichten)

Sitzung vom 7. Juli 1967

Herr Wolfgang CLEMEN spricht über „Das Problem des Stilwandels in der englischen Dichtungsgeschichte“.

Als literargeschichtliche Erscheinung ist der Stilwandel umso stärker in unser Bewußtsein getreten je mehr wird uns daran gewöhnten in Epochenstilbegriffen zu denken. Für die Einteilung und Begrenzung der Epochenstile wurde der Stilwandel zum wichtigsten Unterscheidungsprinzip. Darum muß der Begriff des Epochenstils kritisch neu durchdacht werden, damit man sich der Fehlerquellen solcher Kategorien bewußt wird. In der englischen Dichtungsgeschichte fehlen die einschneidenden Zäsuren, die es erlauben würden, einen Stilwandel kalendermäßig festzulegen. Stets stehen mehrere Stile nebeneinander und überkreu-

zen sich, auch innerhalb der gleichen Generation finden sich mehrere Stilrichtungen. Einen umfassenden gemeinsamen Zeitstil hat es ganz selten gegeben. Darum lassen sich nur einzelne Abläufe, Gattungsstile, Schulen bzw. einzelne Dichter näher ins Auge fassen, wenn das Phänomen des Stilwandels deutlich werden soll. Die Untersuchung des Stilwandels in der Dichtung verlangt infolge der Vielheit der einwirkenden Faktoren, der Voraussetzungen und Ursachen eine Methode, die auf das sichere Ergebnis, auf die Festlegung weitgehend zu verzichten bereit ist und statt dessen das Phänomen einzukreisen versucht, um gleichsam das Koordinatenkreuz aufzuzeigen, innerhalb dessen der Vorgang sich abgespielt haben mag. Einige wiederkehrende Voraussetzungen für einen Stilwandel, soweit sie in den Entwicklungstendenzen eines jeden poetischen Stils begründet sind, werden aufgezählt. Das Verhältnis zwischen Tradition und Neuschöpfung, zwischen der Wiederaufnahme früherer Stilmuster und der Reaktion auf vorausgegangene Gestaltungsformen wird erörtert, der Einfluß der benachbarten Gattungen, die Einwirkung antiker Vorbilder, die Rolle des Publikumsgeschmacks, die Bedeutung einer neuen Thematik werden dargelegt. Schließlich sind auch die „außerliterarischen“ Faktoren eines Stilwandels zu befragen, obwohl diese auf soziologischen, kulturgeschichtlichen und politischen Gebiet sich vollziehenden Veränderungen nicht als Ursachen, sondern lediglich als Parallelerscheinungen und Voraussetzungen für innerkünstlerische Vorgänge angesehen werden dürfen. Neben den Dichtern, die an der Schwelle zur englischen Romantik stehen, diene vor allem die Dichtung von John Donne dazu, das Phänomen des Stilwandels zu exemplifizieren und seine vielschichtige Problematik zu erläutern.

(Erschienen in den Sitzungsberichten als Heft 2/1968)

Sitzung vom 6. Oktober 1967

Herr Kurt von FRITZ spricht über „Platons Verwicklung in sizilische Politik“.

Man hat in neuerer Zeit in dem siebten der unter Platons Namen überlieferten Briefe Widersprüche gefunden, aus denen man

auf seine Unechtheit schließen zu können glaubte. Bei genauerem Zusehen zeigt sich jedoch, daß die Widersprüche zwar bestehen, daß sie jedoch in der unbezweifelbar auch anderweitig bezeugten historischen Situation gelegen sind und daß der siebte Brief vielmehr erklärt, wie es zu dieser Situation und zu dem widersprüchlichen Verhalten Platons in ihr gekommen ist. Da es sich dabei um Dinge handelt, die niemand außer Platon wissen konnte, beweist dies wohl die Echtheit des Briefes, gibt damit aber zugleich auch interessante Aufschlüsse über die Gründe der Schwierigkeiten, in die Platon durch seinen Versuch, einiges von seinen politischen Idealen in Sizilien zu verwirklichen, gekommen ist. Umgekehrt läßt sich zeigen, daß Platons Freund Dion durch den Versuch, nach sokratisch-platonischen Maximen zu handeln, in der Durchführung seiner auf die Verwirklichung platonischer Ideale gerichteten praktischen Politik behindert worden ist. Die Untersuchung versucht damit auch einen kleinen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu liefern, ob Kant recht hatte mit seiner Behauptung, daß die Philosophen nicht dazu taugen, Könige oder aktive Politiker zu sein, daß es den Königen und sich selbst regierenden Völkern jedoch nützlich sei, die Philosophen frei reden zu lassen und auf sie zu hören.

(Erscheint beim Verlag de Gruyter)

Sitzung vom 3. November 1967

Herr Hermann BAUMANN spricht über „Soziale Hintergründe der afrikanischen Plastik.“

Nach einer kurzen Skizze der Hauptmerkmale afrikanischer Plastik und ihrer Stellung in Kultur und Gesellschaft afrikanischer Völker wurde versucht, einen bestimmten sozialen Hintergrund dieser typisch negerischen Kunst heraus zu stellen.

Es wurde dargelegt, in welchem hohem Grad die sog. „hohe Plastik“ Afrikas mit dem alten sakralen Königtum der nicht-islamischen afrikanischen Großstaaten zusammenhängt. Aus dem „Königsahnenkult“ dieser im Mittelalter bis zum Beginn der Kolonisierungszeit blühenden Reiche von Gottkönigen ent-

standen (durch Sammlung der besten Künstler an den Höfen) die schönsten Schöpfungen afrikanischer Plastik. Sie scheint aufzubauen auf einer relativ einfachen Plastik (mit dem Hauptmotiv einer aus dem heiligen Pfahl entwickelten Ahnenfigur), welche aus dem schlichten Sippenahnenkult der „Altnigritier“ erwächst.

Die Verbreitung der Kunststile und nichtislamischen Großstaaten zeigt auf vorgeführten Karten eine auffällige Koinzidenz zwischen den letzteren und dem vollplastischen naturalistischen Rundstil, während die primitiveren Formen sich diesem zentralen Gürtel marginal anschließen. Es drängt sich die Frage auf, ob diese nicht als Abblassungen oder gar Degeneration interpretiert werden müssen. An Beispielen (mit Lichtbildern) wird gezeigt, wie in den Zentren der „hohen Plastik“ die Höfe eine entscheidende Rolle bei ihrer Gestaltung gespielt haben von der bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte zurückreichenden Nok-Kultur Nigerias über Ife-Yoruba und Benin bis in die neuere Zeit.

(Erscheint in den Sitzungsberichten)

Sitzung vom 8. Dezember 1967

Herr Helmut HOFFMANN spricht über: „Žaṅ-žuṅ: Die heilige Sprache der tibetischen Bon-po.“

Bis zur Veröffentlichung zweier tibetisch – Žaṅ-žuṅ-sprachlicher Bilinguen durch die Bon-po Flüchtlinge in Indien herrschte in der Forschung noch ein begreiflicher Zweifel an der Realität dieser Sprache bzw. ein Zweifel an der alten, in tibetischen historischen Werken überlieferten Tradition, daß im 8. Jh. von Bon-Priestern Žaṅ-žuṅ-Werke ihrer Religion ins Tibetische übersetzt worden seien. Ein solcher Zweifel ist nach der obengenannten Publikation nun nicht mehr möglich, vielmehr hat sich die tibetische Tradition über die Žaṅ-žuṅ-Sprache glänzend bestätigt und wir müssen diese Sprache als wirklich existierendes Faktum anerkennen und die bisher mehrfach geäußerte Meinung sie sei ein Kunstprodukt der Priester als erledigt betrachten. Als Zentrum des Verbreitungsgebietes dieser Sprache ist das Gebiet um

den Manasarovar-See und das obere Sutlej-Tal zu betrachten. Dieses Žaň-žuň darf wie der Vergleich mit Angaben in zeitgenössischen chinesischen Quellen zeigt, mit dem Lande Yang-t'ung als identisch betrachtet werden. Es ist dem Referenten bereits gelungen die linguistische Position dieser Sprache zu bestimmen. Es hat sich ergeben, daß die Žaň-žuň Sprache zum tibeto-birmanischen Zweig des Sino-Tibetischen gehört und dem Tibetischen selbst relativ nahe steht. Näher jedoch als zum Tibetischen gehört es zu zwei Sprachen ohne geschriebene Literatur im Almora Himalaya, sowie noch näher zu einigen west-nepalesischen Sprachen wie Magar, Gurung und Murmi, am allernächsten aber zu den beiden Ost-Himalaya-Sprachen Ṭoṭo und Dhimal. Das Schiboleth, welches neben anderen Charakteristika die Scheidung der tibetischen und der Žaň-žuň Gruppe gestattet, ist das Zahlwort für sieben, welche im Tibetischen bdun heißt, im Žaň-žuň und in verwandten Sprachen aber snis.

(Dieser Vortrag ist in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Band 1967, Heft 2 erschienen)